

Adolf Schlatter und die Tübinger Kirchengemeinde

Geringfügig überarbeitete Rede zur Verleihung des Schlatterpreises 2005
Tübingen, 6. April 2005

Von Dr. Werner Neuer (Theologisches Seminar St. Chrischona)

Sehr geehrte Damen und Herren!

Die Adolf-Schlatter-Stiftung hat mich gebeten, anlässlich der heutigen Preisverleihung einen Vortrag über das Thema „Adolf Schlatter und die Tübinger Kirchengemeinde“ zu halten. Dieses Thema hat seinen besonderen Reiz nicht nur wegen der damit verbundenen Verleihung des Schlatter-Preises, sondern auch weil es einen manchmal zu wenig beachteten, zweifellos aber wesentlichen Aspekt von Schlatters Leben beleuchtet, in dem sich auch die Eigenart seines theologischen Denkens spiegelt.

Schlatter gehörte zweifellos zu denjenigen Professoren der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät, die ein besonders intensives Verhältnis zur Tübinger Kirchengemeinde hatten. Dies verstand sich keineswegs von selbst! Denn Schlatter war von Hause aus weder Schwabe noch Deutscher, sondern kam aus der reformierten Schweiz und behielt bis zum Ende seines Lebens bei aller Verbundenheit auch eine gewisse Distanz zu den politischen und kirchlichen Verhältnissen in seiner deutschen Wahlheimat. Als er im Jahre 1898 im Alter von 46 Jahren in die Neckarstadt kam, um den neu errichteten Lehrstuhl für NT zu übernehmen, tat er sich lange Zeit sichtlich schwer, in Tübingen und überhaupt in Württemberg heimisch zu werden. In diesen Anfangsjahren ahnte er noch nicht, dass er in Tübingen nicht nur den Höhepunkt seiner akademischen Lehrtätigkeit, sondern auch seines pastoralen Wirkens in Kirche und Gemeinde erleben sollte.

Im folgenden soll Schlatters Beziehung zu Tübingen und zur Tübinger Kirchengemeinde chronologisch nachgezeichnet und in einigen wesentlichen Aspekten veranschaulicht werden.

Schlatters erste Begegnung mit Tübingen fand im Jahre 1873 statt, als er mit 21 Jahren als Theologiestudent nach Tübingen wechselte, um bei dem berühmten biblizistischen Theologen Johann Tobias Beck zu studieren. Nachdem er vier Semester in Basel verbracht hatte, war für ihn der erste Eindruck von Tübingen ziemlich enttäuschend: In einem Brief an die Eltern spricht er abfällig von „diesem elenden Neste, das sich Universitätstadt Tübingen heißt [...]“. Doch dieser Eindruck wandelte sich recht rasch. Nach drei außerordentlich fruchtbaren Semestern waren ihm „Ort und Fluß, Stadt und Gegend“ „so lieb geworden“, dass ihm die Rückkehr nach Basel sehr schwer fiel. Ein maßgeblicher Grund für diesen Gesinnungswandel war seine als geradezu überwältigend positiv empfundene Begegnung mit Johann Tobias Beck. Zum ersten Mal begegnete er einem Hochschullehrer, bei dem Glauben und Wissenschaft, geistliche Existenz und Forschung eine ungekünstelte Einheit bildeten. Diese Einheit von Lehre und Leben, von Theologie und Spiritualität bei Johann Tobias Beck wurde für Schlatter zu einem Leitbild, dem er sich lebenslang verpflichtet fühlte: „Wenn ich mich später als Nachfolger Becks wußte, so beruhte dies [...] darauf, dass er sich ohne Verhüllung als Christen in die Universität hineingestellt hat. Dasselbe schwebte mir vor [...], als ich in Tübingen stand.“

Einen näheren Bezug zur Tübinger Kirchengemeinde fand Schlatter zu jener Zeit anscheinend nicht. Er widmete sich eher zurückgezogen dem Studium, ohne tiefere Einblicke in das kirchliche Leben Tübingens und seiner Umgebung zu gewinnen. In dieser Hinsicht war wohl auch Beck für Schlatter keine Hilfe: Beck war zwar Frühprediger der Stiftskirche, war aber aufgrund seiner eigenwilligen biblizistischen und geschichtslosen Theologie wenig geeignet, um den studentischen Hörern einen positiven Bezug zur kirchlichen Tradition und zur geschichtlich gewordenen damaligen Gestalt der evangelischen Kirche zu vermitteln.

Es war wohl eine glückliche Fügung, dass sich Schlatter gerade in seiner Tübinger Zeit intensiv mit Luther befasste. Dies und manches andere schärfte bei aller Wertschätzung Becks seinen Blick für die Engführungen in dessen Theologie, die er in seiner eigenen theologischen Existenz dann zu überwinden suchte: Es wurde für Schlatters Theologie zu einer entscheidenden Frage, in welcher Beziehung die biblische Offenbarungswahrheit zur kirchlichen Überlieferung und zur geschichtlich gewordenen Gestalt der Kirche steht. Klar war ihm, dass diese Beziehung nicht im Sinne einer bloßen Antithese bestimmt werden darf. Seine fünfjährige Tätigkeit als Gemeindepfarrer in der Schweizer Heimat, seine durch die kirchliche Situation motivierte Habilitation an der Berner theologischen Fakultät, seine dogmengeschichtlichen und systematisch-theologischen Studien als Privatdozent in Bern und – nicht zuletzt – die enge Verbindung von lutherischer Theologie und Kirchlichkeit, die er später beispielsweise bei seinen Freunden, dem Exegeten und Dogmatiker Hermann Cremer in Greifswald und Pastor Friedrich von Bodelschwingh in Bethel erlebte, all dies zementierte in ihm die Gewißheit, dass evangelische Theologie nur als kirchliche, – und das heißt immer auch – als gemeindenaher Theologie existieren kann. In seiner persönlichen Existenz suchte Schlatter als Dozent und Professor dieser Tatsache u. a. dadurch gerecht zu werden, dass er zu jener Zeit immer wieder – wenn auch unregelmäßig – Predigtdienste übernahm.

Als Schlatter 1898 nach Tübingen übersiedelte, begann in kirchlicher Hinsicht eine völlig neue Phase seines Lebens: Schon im ersten Semester wurde ihm das Amt des Frühpredigers in der Stiftskirche anvertraut. Dies bedeutete, dass er einmal im Monat den Gottesdienst der Stiftskirchengemeinde zu übernehmen hatte – eine Aufgabe, die er über drei Jahrzehnte lang wahrnahm, bis er sie 1929 im 78. Lebensjahr abgab. Mit dem Amt des Frühpredigers verbunden war die Mitgliedschaft im Kirchengemeinderat, die er schließlich auch 1929 niederlegte.

Gewöhnungsbedürftig war für den reformierten Schweizer Professor die württembergische Perikopenordnung: „Zum ersten Mal im Leben muß ich nun über gegebene Texte, Perikopen, predigen [...]“ Aber er sah in dieser Sitte die Chance, dass der subjektivistischen „Hervorhebung der eignen Besonderheit“ gewehrt wird. Ansonsten freute sich Schlatter darüber, dass er zum ersten Mal seit seiner Zeit als Gemeindepfarrer wieder regelmäßig zu predigen hatte! Als Frühprediger mußte er alle fünf Wochen predigen, während er zuvor (in Bern, Greifswald und Berlin) nur aushilfsweise den Predigtendienst wahrzunehmen hatte. Schlatter empfand diese Aufgabe nicht als Last, sondern als willkommene Gelegenheit zur Wortverkündigung, auch wenn er die damit verbundene vermehrte Verantwortung stark empfand. So schrieb er an seine Geschwister: „Ich freue mich herzlich auf diese Aufgabe; sie muß aber wie in die Arbeit, so auch ins Gebet genommen sein und läßt auch eine gewisse Verantwortlichkeit gegenüber der Stadt entstehen. So ganz als Privatperson lebt man nicht mehr, wenn man in regelmäßiger Folge auf der Kanzel steht.“ Obwohl seine Predigten alles andere als volkstümlich waren und ihre Verständlichkeit für viele Hörer nicht zuletzt durch seinen starken Schweizer Akzent und seine lebhaftere Sprech-

weise erheblich gemindert wurde, sammelte sich unter Schlatters Kanzel eine große und dankbare Schar von Hörern, unter denen sich durchschnittlich 250 Abnehmer der ab 1902 zum Verkauf angebotenen Predigten fanden.

Es ist hier nicht der Ort, Schlatters Predigtweise einer homiletischen Analyse zu unterziehen. Dies wäre ein Thema für sich – übrigens ein Thema, das noch nicht genauer wissenschaftlich bearbeitet ist und auf einen kundigen Doktoranden wartet! Um wenigstens einen kleinen Eindruck von Schlatters Predigtweise zu vermitteln, sei nur folgendes gesagt:

Schlatters Predigten waren – im Unterschied etwa zu denen seines Kollegen Heim – weniger durch bildhafte Anschaulichkeit und Plastizität gekennzeichnet als durch strenge Textbezogenheit und eine ausgeprägte Lehrhaftigkeit, die sich freilich nicht mit einer bloß intellektuellen Darlegung von biblischen Wahrheiten begnügte, sondern ungewöhnlich stark auf den Willen – und damit die dem Glauben folgende sittliche Erneuerung des Hörers – zielte. In formaler Hinsicht zeichneten sich Schlatters Predigten durch ihren einfachen Aufbau, durch den Verzicht auf alle rhetorische Schönrederei und eine zuweilen recht drastische Sprache aus, die gelegentlich die Grenze zur Derbheit überschritt. Trotz ihrer starken Wirklichkeitsbezogenheit verzichteten die Predigten in der Regel darauf, persönliche Erfahrungen weiterzugeben. Sie vermieden es auch, politische oder gesellschaftliche Ereignisse direkt zu kommentieren, und beschränkten ihren aktuellen Bezug auf die religiöse oder ethische Situation des Einzelnen und des Volkes.

Für viele Hörer unvergeßlich war die geistliche Ausstrahlung Schlatters als Prediger. Wie aus den Zeugnissen von Predigthörern (beispielsweise Adolf Köberle) hervorgeht, war seine Verkündigung von einer „wunderbare(n) Freude und Gewißheit“ durchdrungen. Neben dem gehaltvollen biblischen Inhalt war es wohl vor allem diese freudige und glaubensgewisse Ausstrahlung, die Schlatters Predigten trotz mancher formaler Mängel eine Anziehungskraft verlieh, der sich die Hörer nicht leicht zu entziehen vermochten. Der als Mitverfasser der Barmer Theologischen Erklärung bekannt gewordene bayerische Oberkirchenrat Thomas Breit hat aus eigenem Erleben heraus den Kontrast zwischen den formalen Schwächen und der gleichwohl unverkennbaren Faszination von Schlatters Predigten in die Worte gefasst: Schlatter „machte [...] es der Gemeinde nicht ganz leicht. Er führte sie oft tiefe, gedankenschwere Wege und sprach so lebhaft, dass wir oftmals kaum zu folgen vermochten [...]. Dennoch konnte die Tübinger Stiftskirche die große herbeiströmende Gemeinde zuweilen kaum fassen [...] manchmal schien es uns so, als ob schon der Glanz einer anderen Welt sein Haupt umleuchten wollte. Seine Worte in der Kirche waren getragen von einer inneren Vollmacht, die uns alle immer wieder aufhorchen ließ.“

Alles in allem kann man sagen, dass der regelmäßige Predigtendienst in der Tübinger Stiftskirche diejenige Aufgabe war, der Schlatter selbst neben seiner Wirksamkeit als theologischer Lehrer die größte Bedeutung zumaß. Gegen Ende seines Lebens zog er das Fazit: „Wenn ich mir von dem, was mir Tübingen brachte, die Stiftskirche wegdenken müßte, entstünde eine schmerzhaft Lücke.“ Die Einheit von Lehre und Gottesdienst war für Schlatter ein wesentliches Merkmal aller wahrhaft christlichen Theologie.

Durch seine regelmäßigen Predigt dienste blieb Schlatter der Pfarrerschaft und der glaubenden Gemeinde auf eine sehr elementare Weise verbunden. Diese Verbundenheit wurde verstärkt durch seine Teilnahme an einem Kreis von Pfarrern („Pfarrkranz“) aus Tübingen und Umgebung, die sich einmal im Monat zusammen mit ihren Ehefrauen zur Besprechung eines Bibeltextes und zum theologischen Austausch trafen. Dieser Gesprächskreis, der abwechselnd in den Pfarrhäusern der beteiligten Geistlichen stattfand, war für Schlatter eine wertvolle Ergänzung seiner akademischen Lehrtätigkeit, da

er nicht nur die Gelegenheit zum geistlich-theologischen Austausch bot, sondern auch brüderlich-menschliche Gemeinschaft vermittelte. Es lag in der Natur der Sache, dass seine Beteiligung den Kreis nicht unerheblich mitgeprägt hat, so dass dieser (obwohl sich Schlatter dagegen wehrte!) hier und dort als „Schlatterkranz“ bezeichnet wurde. Wenn Schlatter den (anscheinend jedes Mal wechselnden) Vorsitz übernahm, war ein lebendiger Verlauf des Treffens vorprogrammiert („[...] meine Leitung scheint mir immer noch die zu sein, die am wenigsten den Schlaf begünstigt“). Schlatter war aufs höchste interessiert an den Beobachtungen, Erfahrungen und Auffassungen der jüngeren Amtsbrüder, da er dadurch einen lebendigen Eindruck von den kirchlichen und theologischen Veränderungen der Nachkriegszeit erhielt.

Der profilierteste von ihnen war zweifellos Pfarrer Richard Gözl, der sich (zur großen Freude Schlatters) seit 1927 an dem Pfarrkranz beteiligte. Richard Gözl war als Student vor dem Ersten Weltkrieg einer der intensivsten Hörer Schlatters gewesen und hatte in den Jahren 1905 bis 1910 neun seiner Lehrveranstaltungen besucht, bevor er sich später der Dialektischen Theologie zuwandte. Von 1925 bis 1930 war er Musikdirektor des Tübinger Stifts, Organist und Kantor der Stiftskirche und zählte damals zu den bedeutendsten Kirchenmusikern Deutschlands. Er veranstaltete den ersten Heinrich-Schütz-Abend in Tübingen, machte durch seine in ganz Deutschland veranstalteten Singwochen die Singbewegung der 1920er Jahre für den evangelischen Gottesdienst fruchtbar und wurde ab 1933 einer der Führer der Alpirsbacher Bewegung, die ganz erheblich zu einer Neuentdeckung und Wiederbelebung der Stundengebete, der Messe und der Gregorianik innerhalb der evangelischen Kirche beitrug. Nicht vergessen werden darf sein tapferer Widerstand im Dritten Reich als Pfarrer in Wankheim, wo er manchem verfolgten Juden das Leben rettete, bis er 1944 ins Konzentrationslager abtransportiert wurde.

Zwischen Schlatter und Gözl entwickelte sich eine unerwartet tiefe Beziehung, die von großer gegenseitiger Wertschätzung getragen war. Dass der gänzlich unmusikalische und nicht gerade liturgisch veranlagte Schlatter ausgerechnet zu Richard Gözl einen so guten Kontakt fand, mag auf den ersten Blick überraschen. Es wird aber verständlich, wenn man bedenkt, dass Gözl seine kirchenmusikalischen Bemühungen mit einem ungewöhnlich hohen theologischen Verantwortungsbewusstsein verband, das Schlatters Reserviertheit gegenüber allen leichtfertigen kirchenmusikalischen Spielereien den Wind aus den Segeln nahm.

Wie sehr Schlatter trotz mancher Vorbehalte das kirchenmusikalische Wirken von Richard Gözl zu würdigen wußte, wird nirgendwo so deutlich, wie in der letzten Auflage von „Erlebtes“: „[...] wir bekamen in Tübingen die Singbewegung, und damit geschah etwas, was ich vorher für unmöglich gehalten hatte. War es denn möglich, dass dieser Teil unseres Gottesdienstes aus der Erstarrung erwache, in die ihn der unbewegliche Zwang der gottesdienstlichen Gesetzgebung versenkt hatte? Wir sangen ja von jeher die vorgeschriebenen Verse mit derselben Ergebung ab, mit der wir im Gottesdienst alles taten, was der Pfarrer befahl. Nun brachte die Singbewegung unseren Kirchgängern bei, das Singen bestehe nicht darin, dass wir die vorgeschriebenen Töne und unverstandene Wörter hören lassen, sondern darin, dass wir uns das aneignen, was der Komponist und der Dichter vereint uns darbieten.“ Diese Würdigung der Singbewegung ist insofern indirekt eine Laudatio über Richard Gözl, als dieser die Tübinger Singbewegung bewußt in den Dienst kirchlichen Singens stellte. Gözl wiederum, der nach dem zweiten Weltkrieg zur orthodoxen Kirche konvertierte, sich zum Priester weihen ließ und in die USA emigrierte, zog kurz vor seinem Tod das Fazit, dass Adolf Schlatter neben Martin Luther und Johann Sebastian Bach zu den drei großen Lehrern seines Lebens gehörte – eine gerade für einen

orthodoxen Theologen wahrhaft denkwürdige Zusammenstellung höchst unterschiedlicher Persönlichkeiten der evangelischen Kirche, die indirekt zugleich das ungewöhnliche, konfessionelle Grenzen sprengende ökumenische Potential von Schlatters Theologie beleuchtet!

Abgesehen von dem regelmäßigen Treffen mit den Pfarrern des Dekanates, pflegte Schlatter über viele Jahre hinweg kontinuierlichen Kontakt mit den Tübinger Dekanen – zunächst Dekan Elsässer, später Dekan Christian Römer, dem Herausgeber des “Evangelischen Kirchenblattes für Württemberg”. Das eigentlich Erstaunlich aber war, wie sehr Schlatters kirchliches Wirken in Tübingen den engen Kreis von Geistlichen, Theologen und Akademikern sprengte.

Es darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, dass Schlatter auch sieben Jahre lang (von 1912-1919) Vorsitzender des Tübinger Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) war und dem Verein fast bis zu seinem Lebensende zur Verfügung stand. Schlatter versuchte, das Herz der jungen Leute zu gewinnen und mit Bibelarbeiten, Vorträgen und Frageabenden für ein Glaubensleben zu motivieren, das weltbejahend ist und Glauben und Denken verbindet. Darüber hinaus schrieb er für das Mitteilungsblatt des CVJM zahlreiche (insgesamt über 100!) Artikel. Trotzdem hatte Schlatter das Empfinden, hier an seine Grenzen zu stoßen, und bezeichnete später seine Übernahme des CVJM-Vorsitzes als “Fehlgriff”. Der Verein selbst würdigte dagegen seinen Dienst mit den Worten: “Es war weit über unsre Kreise hinaus von Bedeutung, dass der gelehrte Professor zu den Lehrlingen, Schülern, Gehilfen, Handwerkern, Kaufleuten und andern aus den Werkstätten in der Gemeinde kam, mit ihnen zusammensaß und sich um sie mühte. Auch wer nicht alles verstand, was an den Abenden geredet wurde, nahm doch einen Eindruck mit von der inneren Verbundenheit des Professors mit der Gemeinde.”

Abgesehen vom CVJM engagierte sich Schlatter in der Tübinger „Vereinigung evangelischer Männer“ und las regelmäßig mit Angehörigen eines Tübinger Frauenkreises die Bibel las. Der lebendige Kontakt mit der glaubenden Gemeinde - gerade auch mit theologischen Laien - war für Schlatter aus theologischen Gründen wichtig, zumal sein Kirchenverständnis bei aller Anerkennung des Bedeutung des geistlichen Amtes von klerikalen Zügen wohlthuend frei war, so dass er einmal überspitzt formulieren konnte: „Die Leitung der Kirche liegt nicht bei den Theologen; sie sind nicht das einzige Organon dessen, der allein regiert und Kirchen baut.“

Bedenkt man sein vorgerücktes Alter, so erscheint das außerordentlich vielfältige Engagement des über 70jährigen Schlatter in Kirche und Gemeinde neben seiner ebenfalls weitergeführten Lehr- und Forschungstätigkeit geradezu gigantisch. In manchen Wochen war fast jeder Abend mit irgendeinem Dienst ausgefüllt – und dies nach einem langen Arbeitstag, der jeweils früh am Morgen begonnen hatte! Man kann dieses erstaunlich vielseitige Wirken nur verstehen auf dem Hintergrund einer asketischen, äußerst konzentrierten und ganz den jeweiligen Aufgaben hingeebenen Lebensweise, die geradezu monastische Züge trug: Schlatter hat sich – abgesehen von den Sonn- und Feiertagen und den regelmäßigen Ferienaufenthalten in den Schweizer Bergen – auch als Emeritus kaum Freizeit gegönnt und war derart darum bemüht, die Zeit auszukaufen, dass er selbst den Mahlzeiten nur wenig Zeit einräumte. Auf Zerstreung oder Teilnahme am kulturellen Leben verzichtete er praktisch ganz: „Ich bin mein Leben lang ein großes Kind geblieben. Ich sah keinen Film; in diesem Jahrhundert kam ich nicht ins Theater; außer meiner Palästina-reise bin ich kaum auf Reisen gewesen.“

Die beinahe ausschließliche Konzentration auf seine primären Aufgaben als Christ, Pfarrer und Theologe wurde am ehesten durchbrochen durch seine aufmerksame Beobachtung der politischen Ereignisse und seine weit gespannte Lektüre, die auch zahlreiche nichtchristliche Bücher einschloß. Aber abgesehen davon vollzog sich sein Leben in einer Konzentration und Einseitigkeit, die schon zu seinen Lebzeiten, erst Recht aber aus heutiger Sicht ungewöhnlich war und die gewiß nicht zum allgemeinen Ideal christlicher Lebensführung hochstilisiert werden darf.

Fragt man nach den inneren Gründen dieses vielfältigen Engagements, dann ist man zunächst einmal überrascht, dass Schlatter diese hohe Arbeitsbeanspruchung in der Regel nicht als drückende Last empfand! Seine Briefe sind wohltuend frei von stöhnender Klage, denn Schlatter vertrat aufgrund seiner „Theologie des Dienste“ mit Überzeugung den Grundsatz: „Der Empfang von Arbeit und Dienst ist Empfang von Gnade.“ Er empfand daher „ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit“ angesichts seiner großen Arbeitsfähigkeit: „Für mich ist nun einmal das Zeichen, dass „Jesus in mir lebt“, das, dass ich arbeiten kann.“ Diese Überzeugung vom gnadenhaften Charakter der ihm geschenkten Arbeitskraft und Arbeitsmöglichkeiten motivierte Schlatter dazu, sich für Theologie und Kirche regelrecht zu verzehren.

Dennoch vertrat Schlatter keineswegs das moderne Ideal des Worcaholic. Er wusste um die Gefährdung durch ein erdrückendes Übermaß an Arbeit, das den Menschen nicht mehr zur Besinnung und zur Stille gelangen läßt. Seinem Schwiegersohn schrieb er: „[...] gerade die Füllung der Tage mit Arbeit für die anderen drängt auch mit Notwendigkeit nach innen. Denn zum Geben gehört der lebendige, selbst empfangende Mensch.“ Schlatter war der Auffassung, dass der „Mangel an Stille“ eine wesentliche „Ursache der Verarmung unseres Pfarrstands“ sei. Das Geheimnis von Schlatters unerhört vielseitigem Wirken dürfte – abgesehen von der ihm verliehenen außerordentlichen Schaffenskraft und Gesundheit – vor allem darin liegen, dass es ihm gelang, Empfangen und Geben, Stille und Aktivität, Gebet und Arbeit zu verbinden: „[...] unser Leben ist nicht einzig Arbeit. Oder vielmehr [...] unsere Arbeit wird uns dadurch geschenkt, dass es göttliches Wirken gibt, in dessen Wahrnehmung und Empfang unser Arbeiten seinen Grund bekommt. So stellt sich vor das Reden das Hören und vor das Wirken das Empfangen und vor das Bitten das Danken und daraus entsteht das Fest.“ Schlatters reich gefüllte Arbeitstage waren innerlich ermöglicht und getragen vom Gotteslob in der Frühe und vom Gebet, von der beständigen persönlichen Vertiefung in die Heilige Schrift, vom aktiven und empfangenden Mitvollzug des Gottesdienstes und – nicht zuletzt – den sehr bewußt mitvollzogenen Festzeiten der Kirche.

Aus der von Schlatter praktizierten Verbindung von Gebet und Arbeit, Stille und Aktivität erwuchs mit innerer Folgerichtigkeit die für sein Lebenswerk so typische Vereinigung von akademischer und kirchlicher Wirksamkeit. Bedenkt man die Vielzahl von Schlatters Verkündigungs- und Vortragsdiensten vor Studenten, Pfarrern und theologischen Laien, vor Männern und Frauen aller Altersgruppen, so wird man ohne Übertreibung sagen dürfen, dass es im zeitgenössischen Protestantismus nicht viele Universitätsprofessoren gab, die sich zusätzlich zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit in solchem Ausmaß für Kirche und Gemeinde engagierten. Schlatter hat zu dieser ungewöhnlichen Verbindung von universitärem und kirchlichem Wirken anlässlich seines 75. Geburtstag (am 16. August 1927) in einer originellen Dankesrede Stellung genommen:

„[...] für mich sind sie (d.h. Wissenschaft und Glaube) völlig eins gewesen und meine ganze Arbeit steht in der Einheit der beiden Gemeinschaften, denen ich angehört habe und noch heute angehöre: der Kirche einerseits und der Universität andererseits.“

„Ich bin durch die Kirche in die Universität hineingerufen worden. Durch die Kirche! [...] aber sie (die Kirche) rief zur wissenschaftlichen Arbeit in die Universität.“

Schlatter machte deutlich, dass sein „Hineingepflanztsein in die Kirche“ auch seine „Wissenschaft beeinflusst“ habe. Nicht nur seine Exegese, sondern auch und noch mehr seine Dogmatik seien dadurch gefördert worden, dass er die wissenschaftliche Arbeit als Glied der Kirche betrieben habe.

Schlatter schloß seine Dankesrede mit einem geradezu leidenschaftlichen Plädoyer für die Einheit von wissenschaftlicher Arbeit und kirchlichem Dienst: „Wir saßen einmal an der Bergeshalde in herrlicher Sicht. Da fragte mich jemand, der ein ernstes Christenleben geführt hatte: ‚Herr Professor, Jesus hat gesagt: ‚Mein Joch ist sanft, gütig und meine Last ist leicht‘. Ist es wirklich so? Ich bin nun über 50 Jahre aktiv im Dienste der Kirche, d.h. unter dem Joch Jesu und mit seiner Last beladen. Und die Last, die dem, der in die Universität eintritt, zufällt, ist nicht unbedeutend. Wie stehst du zum Worte, das dir vorgelegt wird? [...] Ist die Last leicht? Liebe Jungen, ich sage euch: Fürchtet euch nicht! Weder wenn ihr auf dem wissenschaftlichen Arbeitsfelde steht, noch im kirchlichen Dienst! Das Joch ist leicht! Sein Joch ist gütig, seine Last ist sanft. Und es ist ein wunderschön Ding, dass das zusammenwächst: Zugehörigkeit zur Kirche und Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft der Forscher!“

Schlatter hat die hier pointiert geltend gemachte Zusammengehörigkeit von Theologie und Kirche vier Jahre später in seiner Abschiedsrede an die evangelisch-theologische Fachschaft („Erfolg und Misserfolg im theologischen Studium“) in Tübingen in die prägnante These gefasst: „Wir leben in der Kirche, von der Kirche und für die Kirche. In der Kirche, durch die Kirche und für die Kirche studieren wir Theologie [...]“

Es ist keine Frage, dass die von Schlatter verkörperte Synthese von wissenschaftlicher Arbeit und kirchlichem Dienst nicht unerheblich dazu beitrug, die im zeitgenössischen Protestantismus tiefsitzende Kluft zwischen Universitätstheologie und glaubender Gemeinde in Württemberg und weit darüber hinaus aufzulockern. Sein Vorbild machte vielen Studenten Mut, auch im Pfarramt Theologen zu bleiben bzw. sich auch als theologische Lehrer für Kirche und Gemeinde zu engagieren. Ein Beispiel für viele ist der Züricher Neutestamentler und Schlatter-Schüler Gottlob Schrenk: In einem Dankesbrief zu Schlatters 75. Geburtstag faßte er den bleibenden Einfluß seines Tübinger Lehrers auf seinen eigenen Werdegang in die Worte: „Nicht zuletzt hat Ihre Lebensarbeit mir den Mut gestärkt, die theologische Arbeit nie anders als für die Gemeinde, für die Kirche zu tun [...]“

Das Jahr 1929 markierte den Endpunkt von Schlatters regelmäßigem Dienst für die Tübinger Kirchengemeinde. Im Juli dieses Jahres hielt er seine letzte Predigt als Frühprediger der Stiftskirche. „Nach dem Amen rief er ganz unliturgisch in die Kirche: So, jetzt habe ich euch noch einmal das Evangelium gesagt, jetzt singt uns der Chor ein Lied!“ In den folgenden Jahren predigte Schlatter angesichts seiner abnehmenden Kräfte nur noch gelegentlich. Als er 1931 am Weltbundesbettag des Tübinger CVJM zu predigen hatte, bat er (wohl zum ersten Mal!) „ein Manuskript auf die Kanzel mitnehmen zu dürfen, da er, der immer frei gepredigt und Kolleg gelesen hatte, seines Gedächtnisses nicht mehr sicher sei. Es kam anders. Nach Verlesen des Textes stieß er mit der ersten temperamentvollen Bewegung das Manuskript von der Kanzel, winkte ab und predigte auch diesmal frei zu Ende.“ Die letzte Predigt hielt Schlatter am 29. Dezember 1935 in der Tübinger Schloßkirche. Am 9. Februar 1936 vollzog er – schon gezeichnet von der Anstrengung des Alters – seine letzte gottesdienstliche Handlung mit der Taufe einer Tochter des späteren Neutestamentlers Karl Heinrich Rengstorf. Zwei Jahre später (am 19. Mai 1938) verstarb Schlatter im Alter

von 86 Jahren. Vier Tage später wurde er unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Tübinger Stadtfriedhof begraben. In einer kleinen Beerdigungsansprache bekannte Friedrich von Bodelschwingh d. J. über seinen väterlichen Freund: „Mir selbst und vielen meiner Mitarbeiter ist er ein Führer zu Christus geworden [...]. Er zeigte uns den Dienst der Kirche. Immer, wenn wir an ihn dachten, stand vor uns das Bild eines Mannes, der frei und fruchtbar geworden ist, weil Gottes Evangelium in ihm lebt.“